Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 45 (1989)
Heft: 1

Artikel: Die Sprachen der Deutschschweizer aus welscher Sicht
Autor: Barrelet, Denis
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421536

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Sprachen der Deutschschweizer aus welscher Sicht

Von Dr. Denis Barrelet

Der Geist des Glasnost hat auch Bern erreicht: die vor Jahren zur Abwehr gegen die Westschweizer und deren imperialistische Spracheinstellung gegründete Bubenberg-Gesellschaft, Bern, lädt einen Westschweizer zu ihrem Jahresanlaß ein. Die Zeiten haben sich wahrlich geändert!

Ich bin dankbar, daß ich Gelegenheit habe, einige Gedanken über die Sprachen der Deutschschweizer aus welscher Sicht zu äußern; nicht nur *meine* Gedanken, sondern Gedanken, wie sie in der Westschweiz mehr und mehr auftreten. Das Verhältnis des Deutschschweizers zu seiner Sprache interessiert nicht nur Sprachgesellschaften oder Sprachwissenschaftler. Es ist auch in der Westschweiz zu einem wichtigen Thema geworden, wie das Echo auf diesbezügliche Fernsehsendungen und Zeitungsartikel oder Leserbriefe zeigt.

Da ich nicht qualifiziert genug bin, einen Überblick über die Herkunft und Entwicklung der Sprache in der deutschen Schweiz zu geben, vermittle ich hier einige Angaben aus dem 1982 im Benziger-Verlag erschienenen Werk „Die viersprachige Schweiz" von Walter Haas:

„1499: Im Frieden von Basel trennten sich die Eidgenossen faktisch vom Deutschen Reich. Im Gegensatz zu der nördlich des Rheins lebenden Bevölkerung hatten sich die Eidgenossen ihre Freiheiten wahren können. Mehr und mehr hatten sie sich im 15. Jahrhundert abgesetzt, auch sprachlich, indem sie gewisse reichsdeutsche Entwicklungen nicht mitmachten, u. a. die neuhochdeutsche Diphthongierung: i, u, ü wurden zu Zwielauten. Bis 1450 war diese Entwicklung im sogenannten ‚gemeinen Deutsch' abgeschlossen.

Die Eidgenossen kamen überein, sich nur noch in ihrer Sprache an die Prinzen der Welt zu wenden, was außerhalb der Grenzen nicht verstanden, sondern als Stolz ausgelegt wurde. Die Buchdruckerkunst und Luthers Bibelübersetzung trugen nördlich des Rheins zur Vereinheitlichung bei, wogegen diese durch die Reformation im Süden aufgrund der zwischen Luther und Zwingli bestehenden Gegensätze nicht im gleichen Maße verwirklicht wurde.

Zwischen 1550 und 1800 lehnten sich die Schweizer vermehrt an die Sprache an, die sich nördlich des Rheins entwickelte: das Neuhochdeutsch. Man sah davon ab, das Vorbild für gute Sprache nur im eigenen Lande zu suchen. In der Kanzleischriftspra-

che verbreiteten sich die Diphthonge: um 1600 in Basel, um 1680 in Bern und Zürich. Gleichzeitig gab es auch eine geschriebene, für Possen reservierte Mundart. Im ganzen deutschen Sprachraum begann sich die Gebildetensprache zu vereinheitlichen, wobei Albrecht von Haller keine unwesentliche Rolle spielte.
Diglossie. Vor der 1830 eingeführten Volksschule beherrschten die meisten die Schriftsprache nicht. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts begannen beide Sprachformen, also Mundart und Schriftsprache, ineinander überzugehen.
1860 erlebte die Mundartliteratur einen großen Aufschwung. Es setzte sich die Idee durch, daß einerseits Standardsprache und andererseits Mundart Sprachen für sich seien, die Anspruch darauf erheben durften, rein gesprochen zu werden.
Um 1900 wurde von Sprachwissenschaftlern vorausgesagt, daß sich zwei Sprachen nebeneinander nicht würden halten können. Die Mundart schien um so bedrohter, als in Zürich 20 Prozent der Einwohner Deutsche waren. Trotzdem galt nun: Mundart für das Mündliche, Hochdeutsch für das Schriftliche."

Für einen Welschen zeigt diese Geschichte zweierlei:
— Es gab nie eine „idyllische" Zeit, in der eine homogene deutsche Sprache einer homogenen französischen Sprache gegenüberstand.
— Die Mundart ist der Preis, den wir für das Zustandekommen der Schweiz bezahlen mußten.

Drei Mundartwellen seien hier namentlich erwähnt:
— 1910 der von Bern ausgehende Heimatschutzgedanke
— 1930 die in Zürich entstandene geistige Landesverteidigung
— 1968/69 die moderne experimentelle Mundartdichtung aus der Region Bern

Radio, Fernsehen, Ansprachen und Predigten, Plakatwände sowie das Angesprochenwerden in den Geschäften tragen unleugbar das Ihre zu den Mundartwellen bei, denen Gefühlsinhalte innewohnen wie z. B. das Bekenntnis zum Authentischen, das Pflegen der eigenen Wurzeln, die Infragestellung der Autorität.

Ich habe dafür nicht nur Verständnis, sondern ebenso Sympathie. Es ist durchaus positiv zu werten, wenn sich in einer Zeit der Entfremdung, der Homogenisierung, der Nivellierung eine Gesellschaft trotz massivem Fernsehkonsum zu ihrer Sprache bekennt: eine an Ausdrucksformen und Wortschatz reiche Sprache, die Kultur zuläßt. Nur Unwissende — und solche gibt es außerhalb der Deutschschweiz zuweilen — können die Mundart als Ausdruck von Primitivität deuten wollen, als holprige Sprache für minderwertigen geistigen Austausch.

Aber ich kann es bei dieser Ausgangssympathie nicht bewenden lassen. Denn diese Entwicklung birgt eindeutige Gefahren in sich, und zwar Gefahren für die Deutschschweizer selbst:

— Man setzt sich vom deutschsprachigen Raum ab; man macht dort weniger mit; man trägt weniger dazu bei, die deutsche Kultur mitzuprägen;
— Wenn Mundart zur Nationalsprache wird, besteht die Gefahr einer Vereinheitlichung der Dialekte, und zwar unter der Ägide des stärksten unter ihnen.

Gefahren ergeben sich aber auch für das Zusammenleben in der Schweiz. Schon heute ist dieses Zusammenleben nicht ganz einfach. So wie der Deutschschweizer den Deutschen gegenüber, so reagiert auch der Welschschweizer gegenüber den Deutschschweizern manchmal unfreundlich. Es ist dies die klassische Reaktion einer Minderheit, die sich bedroht fühlt. Ob diese Bedrohung gerechtfertigt ist, steht auf einem anderen Blatt. Ganz sicher würden auch die Deutschschweizer den Welschen gegenüber eine etwas andere Haltung einnehmen, wenn es in diesem Lande statt einer Million Westschweizer deren 16 Millionen hätte. Das ist just das Verhältnis zwischen den beiden Hauptsprachen heute: 1 : 4.

Diese reservierte Haltung der welschen Schweizer wird durch das Sprachenproblem ganz wesentlich mitbestimmt. Man stelle sich vor: der Romand lernt in der Schule Deutsch während Jahren, er büffelt Vokabeln, versucht die Fallprobleme und Endungen zu assimilieren. Eines Tages stellt er das Fernsehen DRS ein. Das Thema wäre interessant, aber es wird Mundart gesprochen: er schaltet schnell ab. Und eines anderen Tages begibt er sich nach Bern oder nach Zürich; er setzt sich an einen Wirtshaustisch und versteht kein Wort. Er kommt sich vor wie in einer fremden Welt. Nun, wenn er etwas Mut hat, wird unser Romand auf dem Bärenplatz trotzdem versuchen, sein Bier auf deutsch zu bestellen. Aber was geschieht? Sofort wird er als Fremder betrachtet. Man antwortet ihm auf französisch, und schon ist es vorbei mit der Gelegenheit zum Üben. Oder man antwortet ihm in Mundart — und bei ihm geht der Laden endgültig zu. Solche Zustände sind der Bereitschaft des Welschschweizers, Deutsch zu lernen, nicht gerade förderlich.

Ich möchte hier zwei Thesen aufstellen:

These 1:

Je mehr das Hochdeutsch für den Deutschschweizer zur Fremdsprache wird, je kleiner wird die Motivation des Welschen, Deutsch zu lernen.

„Bei uns in der Deutschschweiz wird das Hochdeutsch nie zur Fremdsprache werden", wird man mir vielleicht entgegnen. „Die Zeitungen werden immer auf hochdeutsch geschrieben sein, so wie auch die Gesetze und Urteile, die Gebrauchsanweisungen und Verkehrstafeln." Das schon. Aber dabei bleibt die Person passiv. Damit eine Sprache nicht fremd anmutet, muß man sie aktiv gebrauchen. Mehr noch: man muß sie aber auch gerne gebrauchen.
Beispiel: Ein Romand trifft in Bern oder Zürich auf eine Gruppe Mundartsprechender. Aus Höflichkeit gehen diese zum Hochdeutschen über. Wenn sie dies aber nur aus purer Höflichkeit, also sozusagen gezwungenermaßen tun, spürt das der Romand sofort. Er kommt sich als Störenfried vor. Der mündliche Kontakt ist etwas sehr Subtiles. Man kann da seinem Gegenüber nichts vormachen.

These 2:

Je mehr sich die Romands von der hochdeutschen Sprache abwenden, um so gefährdeter ist der innerstaatliche Zusammenhang.
Ich will den Vorstoß der kürzlich in Genf gegründeten nationalistischen Gruppe (Groupement Indépendantiste Genevois) nicht überbewerten, aber er ist bezeichnend. Beim ersten Atemzug verlangt man die Abschaffung des obligatorischen Deutschunterrichts, und beim zweiten Atemzug wird verkündet, man wolle jetzt Schritte unternehmen, um Genf von der Eidgenossenschaft zu lösen.
Wenn man den sprachlichen Zugang zu einem Gebiet nicht findet, wendet man sich schnell von ihm ab, dies um so mehr, als es sich am Genfer See sehr gut leben läßt. Diese Abkapselung hat zur Folge, daß die Romands ihren Einfluß in der übrigen Schweiz noch weit weniger wahrnehmen, als sie es sonst schon tun sollten. Logisch, daß sie dann die Deutschschweizer Mehrheit noch stärker als etwas Bedrohliches, Unnahbares, Fremdes empfinden.
Eine Abkapselung ist in erster Linie für die Romands selbst gefährlich. Den Deutschschweizern wird sie mehr Macht und Einfluß bringen, bis der Tag kommt, wo das Ungleichgewicht zu Ausbrüchen führt. Eine vielleicht noch realistischere Gefahr ist, daß sich die Westschweizer unvermittelt dem restlichen Europa sehr nahe fühlen und unüberlegt in die „Arme Europas" drängen könnten. In einem sich einigenden Europa hat die Schweiz nur eine Chance, sich zu behaupten, wenn sie ihren inneren Zusammenhalt bewahrt.

Was ist zu tun?

— Sollen die Westschweizer in der Schule irgendeine Mundart lernen? Dies ist nicht zumutbar. Seit je haben die Deutschschweizer die Schwierigkeit, die die Mundart für den Welschen darstellt, mit guten Französischkenntnissen wettzumachen versucht. Man könnte erwarten, daß sie ihre neue Vorliebe für die Mundart mit vermehrten Französischkenntnissen ausgleichen. Genau das Gegenteil ist der Fall, denn diese Kenntnisse sind drastisch gesunken. Das traditionelle Welschlandjahr gehört der Vergangenheit an. Ängstliche Rektoren und Lehrer beugen sich vor den Schülern, denen es an Bereitschaft mangelt, sich für das Erlernen der französischen Sprache ernsthaft einzusetzen.
— Soll man einen Sprachenartikel in die Bundesverfassung einfügen? Man darf sich davon nicht zuviel versprechen. Von Westschweizer Seite ist versucht worden, den Deutschschweizern weiszumachen, daß schon heute der Gebrauch der Mundart verfassungswidrig ist (Art. 116 der Bundesverfassung). Ein etwas albernes Unterfangen!
— Englisch als Einheitssprache? Diese Lösung wird mehr und mehr auf den Direktionsetagen von Schweizer Banken und Handelsunternehmen propagiert. Aber auch unter Wissenschaftlern, Gymnasiallehrern, Studenten und Journalisten kommt diese Sprache vermehrt zum Zuge. Alfred Defago, Direktor des Bundesamtes für Kulturpflege, sagte in der im Frühling ausgestrahlten Fernsehsendung „Telepont", daß man gegen diese Entwicklung nicht antreten solle. Ich behaupte das Gegenteil. Wenn wir uns die Mühe sparen, miteinander in unserer eigenen Sprache zu reden, dann ist die Gefahr der Entfremdung groß. Das Gegenüber aus Zürich oder Vevey erleben wir nur noch durch eine anonyme Sprache, losgelöst von der eigenen Kultur. Der Anderssprachige wird uns so fremd wie ein Irländer oder Pakistaner.

Noch einmal: Was ist zu tun?

— Der Deutschschweizer muß erwachen. Wir haben nicht für ewig einen Vertrag mit dem Himmel abgeschlossen, wonach wir den Sprachenfrieden gepachtet oder garantiert bekommen haben.
— Keine Mundart im Unterricht, und zwar nicht nur in den Sekundarschulen und an der Uni — wie Jean-Rodolphe von Salis eigenartigerweise vorschlägt.
— Viel weniger Mundart in den Medien.

— Besserer Französisch-Schulunterricht, und dies schon ab dem 4. Schuljahr!
— In der Westschweiz:
obligatorische Aufenthalte in der Deutschschweiz
besserer Deutschunterricht.
— Bern soll vermehrt eine Brückenfunktion übernehmen und alles daran setzen, mit einer aktiven Jurapolitik zweisprachiger Kanton zu bleiben. Auch seiner Rolle als Sitz der Bundeshauptstadt sollte Bern etwas mehr gerecht werden. Bis anhin hat Bern für Welschschweizer durchaus noch nicht das Erscheinungsbild einer freundlichen Stadt. Nehmen wir nur als Beispiel die Straßenbezeichnungen und Verkehrsschilder in der Berner Innenstadt. Ihre Zweisprachigkeit wäre ein Willkommenszeichen für den lateinischen Schweizer — aber auch ein Zeichen für den Berner selber, daß seine Stadt eine besondere Stadt ist, und eine Aufmunterung, sich entsprechend zu verhalten.

Der Feind ist nicht der Welsche, der Tessiner oder der Deutschschweizer. Der Feind ist die Gleichgültigkeit, die Entfremdung, das Opfern unserer eigenen kulturellen Werte. Die Deutschschweizer und vor allem die Berner können etwas zur Annäherung tun. Auch wir Welsche können und müssen etwas tun. Erkennen wir die Probleme gemeinsam, und fangen wir an, sie gemeinsam mit konkreten Mitteln anzupacken.

(Dieser Aufsatz wurde am 4. Juni 1988 anläßlich der Jahresversammlung der Bubenberg-Gesellschaft in Bern als Vortrag gehalten und erscheint hier in leicht abgeänderter Form.)

Vom Sexismus in der Sprache

Von Prof. Dr. Eduard Stäuble

Was kann einem Dichter Schöneres geschehen, als daß einer seiner Verse so volkstümlich wird, daß man seinen Erfinder völlig vergißt und meint, der Zweizeiler sei ein uraltes Sprichwort! *Erich Kästner* ist solches widerfahren mit seinem *Epigramm: Es gibt nichts Gutes / außer: Man tut es.*

Erich Kästner hat innert zwanzig Jahren an die hundert solcher Epigramme geschrieben und sie erstmals 1950 in einem Bändchen unter dem Titel *„Kurz und bündig"* veröffentlicht. Seither ist dieser Zweizeiler, den er mit der Überschrift *„Moral"* versehen hat, zu einem geflügelten Wort geworden, von dem nur noch